

2023-02-24 12:00

Politik-Woke-Wahn



Wann endlich wird das „Mindestvoraussetzungseignungsgesetz für Minister, Staatssekretäre und Abgeordnete“ in Kraft treten? Und welcher dieser Politiker würde dann den Eignungstest beim Psychologischen Dienst des deutschen Bundestages bestehen? Nun, es ist nicht zu erwarten, dass es jemals ein Eignungsgesetz oder gar einen Psychologischen Eignungstest geben wird – wie bedauerlich. Gäbe es solche Kontrollen, dann müsste sich Jürgen Schmidt vielleicht nicht so ausführlich mit der heutigen Kulturpolitik in seinem Publico-Artikel [Die woke Lehre frisst ihre Gründer](#) befassen.

Publico

Die woke Lehre frisst ihre Gründer

Ethnologen haben viel zur Identitäts-Ideologie beigetragen. Mittlerweile gilt es aber als verdächtig, überhaupt andere Kulturen zu erforschen. Museumskuratoren wetteifern darum, ihre Häuser umzubenennen und am besten auszuräumen. Was in den USA begann, wird im Moralweltmeister-Land perfektioniert: die Selbstabschaffung

Von [Redaktion](#) Posted on [22. Februar, 2023](#)



Der Forschungsreisende bleibt heute besser zuhause und dekonstruiert sich selbst:
Figur im Tropen-Museum Amsterdam

Aufschlussreiche Neuigkeiten kommen aus den USA auf uns zu: Die amerikanischen Ethnologen haben getagt – und dabei deutlich gemacht, dass woke Wissenschaft am Ende ist. Nachdem der Wokeismus in diesem akademischen Milieu entstand und von dort in einer Art Laborunfall in die Gesellschaft diffundierte, sind das eigentlich gute Nachrichten. *Peak Woke* scheint erreicht. Die Revolution beginnt, ihre Kinder zu fressen.

Die Neue Zürcher Zeitung druckte jüngst den [Feldforschungsbericht eines Schweizers aus den USA](#). David Signer heißt der Beobachter, der sich zum Stamm der US-amerikanischen Ethnologen begab, welche sich in Seattle versammelt hatten, um ihrem Gott zu huldigen – der Progressivität im Namen von Diversität und Identität. Selbstredend fanden auch inquisitorische Reinigungsrituale statt, die Ketzler in den eigenen Reihen markierten und dem Feuer der Verdammnis zuführten, wie Signer irritiert registriert.

Nun handelt es sich bei dem Feldforscher selbst um ein Stammesmitglied, in Zürich initiiert vom charismatischen Schamanenforscher Michael Oppitz. Signers Erzählung über den Niedergang seines Stammes beginnt mit der Frage, ob es mit der Political Correctness vereinbar sei, dass ein Berner Feldforschung über Abfallsammler in einer nigerianischen Stadt betreibt. Es ist die Frage nach der Sprecherposition, danach, wer wen repräsentiert und repräsentieren darf, ob das monologische Sprechen und Schreiben des Forschers über die Erforschten aufgebrochen werden kann (muss?) durch „partizipative Praktiken“ in Ausstellungen und Publikationen. Die Thematik ist nicht neu: Ventiliert wurde das bereits in der sogenannten Writing Culture-Debatte, die als „Krise der Repräsentation“ in die Geschichte der Ethnologie einging. Das Gründungsmanifest trugen James Clifford und George Marcus unter dem Titel „Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography“ im Jahr 1986 vor.

Jedem, der seine Forschungsergebnisse präsentiert, sollte klar sein, wie sehr sein „monologisches Sprechen“ über die Erforschten einer „Akteursperspektive“ bedarf: Der Forscher sollte nicht seine Ansichten ins Zentrum stellen, sondern jene des „anderen“. Es war und bleibt ein wichtiger, bedenkenswerter, sinnvoller Ansatz; aber der Zeitgeist hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet – wie bei allem. (Selbst der Gender-Irrsinn hatte mal sinnvoll angefangen.) Nachdem die *Writing Culture-Debatte* noch überlegte, wie das Monologisieren aufgebrochen werden kann, soll nun gar niemand mehr über etwas sprechen dürfen, was ihn nicht persönlich betrifft. Auch außerhalb der Ethnologie treibt dieser Purismus absurde Blüten, etwa, wenn das Gedicht einer Schwarzen bei Joe Bidens Inauguration nur von einer Schwarzen, am besten genau so jung wie die Gedichtaufsagerin übersetzt werden darf. Das ist die Ernte dessen, was sie gesät haben. Und nun schlägt die Ernte den Saatausbringern, könnte man salopp sagen, eins über die Rübe. „So beklagten sich an der Konferenz Teilnehmer [also: amerikanische Ethnologen] darüber, dass sie sich rechtfertigen müssten, wenn sie im ‚globalen Süden‘ Forschung betrieben“. Geliefert wie bestellt. Wir sehen das Endprodukt einer postmodernen Individualisierung, die immer mehr pervertiert in eine Atomisierung der Gesellschaft. Am Ende dieser Entwicklung spricht je-

der nur noch für sich selbst; es kann und darf überhaupt keine Repräsentation mehr geben.

Wie kam die Ethnologie in die prekäre Situation, um die Frage zu kreisen, „wie ein Deutscher jemals Verhältnisse in Afrika oder Südamerika verstehen könne“? Es begann mit einer „Erfindung“ des deutsch-amerikanischen Ethnologen Franz Boas und seiner Schule. Ihre Denkfigur des „Kulturrelativismus“ behauptete, man könne eine Kultur nur aus sich selbst heraus verstehen, was Universalaussagen verbiete. Trotz wohlbegründeter Einsprüche – etwa Hans Peter Duerrs Beharren auf transkulturellen Universalien wie das Schamgefühl – wurde der Kulturrelativismus im ethnologischen Denken dominant, diffundierte aus den Universitäten in Politik und „Zivilgesellschaft“ und formte sich zu einer Waffe der Progressiven. Für die links-ideologisch gekaperte Bundeszentrale für politische Bildung bildet die Idee des Kulturrelativismus („ein wichtiger Bestandteil des Multikulturalismus“) folgerichtig den gewünschten „Gegenbegriff“ zum Universalismus, welcher „eine allgemeingültige Ethik“ postuliert. Wer aber dekretiert, „dass Kulturen nicht verglichen oder aus dem Blickwinkel einer anderen Kultur bewertet werden können“, muss zwangsläufig dort enden, wo die Betrachtung der Welt an einer Wand aus Tabus zerschellt.

Der Schweizer Beobachter Signer resümiert seine Feldforschung beim Stamm der US-amerikanischen Ethnologen ernüchert: „Es gebe eine Tendenz zur Introspektion“, zum Suhlen in der eigenen Befindlichkeit – ein narzisstischer Kult, der Wissenschaft und Journalismus unterwandert hat. Es sei „vermutlich nur noch eine Frage der Zeit, bis sich die einstmalige ‚Völkerkunde‘ selbst zerlegt und auflöst“. Warum das so ist? Weil „jedes Reden über das ‚Andere‘ suspekt wird“ (korrekter formuliert: suspekt gemacht wird ausge-rechnet von denen, deren Beruf es ist, uns dieses „Andere“ nahezubringen). Etwas ist von den Füßen auf den Kopf gestellt worden: „Horizontenerweiterung“ sei einst „Ziel der Ethnologie“ gewesen; heute gelte eine solche Sicht auf die Welt als „postkolonial“. Will heißen: als Schuldigwerden an der Welt. Zum Verzweifeln, findet Ethnologe Signer: „Im Namen der Rücksichtnahme werden die Fenster geschlossen, so dass sich alle in ihrer kleinen, vertrauten Spiegelwelt einkapseln können.“

Die Tagung in Seattle führt also geradewegs zum Problem aller Probleme für das Fachgebiet: Wenn jeder nur noch über sich selbst sprechen darf, ergibt die gesamte Ethnologie – also die Erforschung des Anderen – keinen Sinn mehr. Und eigentlich auch generell die Neugier auf das Andere.

Sozialanthropologen im Weltmuseum – Verunsicherung als Inhaltersatz

Wie man jeden festen Standpunkt verliert, wenn alles in Frage gestellt wird, kann am Beispiel der Ethnologie mustergültig studiert werden. Das Nachbarfach, welches lange Zeit Volkskunde hieß und sich neuerdings mitunter „Europäische Ethnologie“ nennt, hat seit der marxistisch motivierten „Kritik des Kanons“ in einem vielsagend „Abschied vom Volksleben“ betitelten Symposium im Jahr 1970 eine bewusste „Unterwanderung der Kultur“ betrieben. All dies atmet destruktiven Charakter. Man verabschiedete sich von fundierten und

strukturierten Wissensbeständen, ohne in das Vakuum etwas substantiell Eigenes einfügen zu können – seit 1968 eine Tendenz in allen Geisteswissenschaften bis hin zur Theologie. Der Münchner Alttestamentler Jörg Jeremias beklagt eine „Dekonstruktion von Hypothesen“, womit ein Verlust der „Erzählung“ einhergehe, ohne dass die Dekonstruktoren Alternativen anzubieten hätten. Der Würzburger Wolfgang Brückner bemerkt dazu treffend: „Die Ablehnung jeglichen Kanons und die Verfluchung [sic!] der konkreten Dinge haben die Freisetzung des flottierenden Geistes für alles und zugleich nichts bewirkt“. Es genüge „halt nicht, bloß zu wissen, was man nicht mehr mag“.

Manifest wird die Verunsicherung schon im Namen. Die Geschichte deutscher Ethnologie seit der Jahrtausendwende muss zuvorderst erzählt werden als eine nicht endenwollende Umbenennungsfarce. Als sich 2017 die deutschen Ethnologen versammelten, taten sie das letztmals unter dem Namen „Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde“. In Berlin wurde die „Völkerkunde“ zu Grabe getragen – die Versammlung gebar ein Wortungeheuer namens „Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA)“. Geschichte war damit eine Fachdisziplin, die 1772 aus August Ludwig von Schlözers „Universal-Historie“ geboren wurde, worin der Göttinger Gelehrte „Summarien der Weltgeschichte nach den Hauptvoelkern und Voelkerklassen“ darlegte. Das „Handout“ für die „Abstimmung zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde e.V.“ am 6. Oktober 2017 liest sich als [ein verstörendes Dokument der Auflösung](#).

Die Befürworter einer Umbenennung führten gegen den Begriff „Völkerkunde“ ins Feld: „Verknüpfungen zwischen völkerkundlicher Theoriebildung & Forschung mit rassenideologischem und völkisch-nationalistischem Gedankengut des 19. und frühen 20. Jahrhunderts“ (weshalb der Begriff für alle Zeiten als kontaminiert gilt); dass „aktuell“ durch „Erstarren nationalistischer und völkischer Ideologien in Deutschland & Europa“ der „Volks-/Völker'-Begriff erneut unhaltbar“ gemacht werde; „stark negative Assoziationen mit dem Begriff in der Öffentlichkeit“ (wer diese Gefühle wohl geweckt hat?); das „Negativ-Potenzial für öffentliche Positionierung von Fachvertreterinnen (z.B. Lächerlichmachen bei öffentlichen Medienauftritten als ‚Völkerkundlerin‘)“.

Völlig nachvollziehbar wird immerhin darauf verwiesen, dass „Völkerkunde“ „heute keine Entsprechung mehr an universitären Instituten“ habe – und deshalb eine Dachgesellschaft dieses Namens keinen Sinn mehr mache, wenn es kein Haus gäbe, das es zu beschirmen gelte. Nach dieser Logik hätte die Wahl auf „Ethnologie“ fallen müssen, der landläufigen Selbstbezeichnung ehemaliger Völkerkunde-Lehrstühle. Mit der Entscheidung für den neuen Namen „Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie“ tritt nun die paradoxe Situation ein, dass sich die Völkerkunde umbenannte, weil sie mit diesem Namen keine Anbindung an die akademische Wirklichkeit mehr hatte – und nun nach der soundsovielten Umbenennung verbal scheinbar nichts mehr zu tun hat mit sämtlichen akademischen Fachinstituten landauf, landab.

Als Ausblick muss mitgeteilt werden, was die Gegner der neuen Namensgebung anführten: Dass „Sozialanthropologie als Teilgebiet physischer Anthropologie [ihre] Blütezeit in der Nazizeit mit Rasseforschung“ hatte, und damit eigentlich tabu wäre. Und dass „'Anthropologie/Anthropology' bspw. an afrikanischen Universitäten stark mit Kolonialzeit asso-

ziiert“ würde – und auch aus diesem Grund nicht in Betracht gezogen werden dürfe. Wer sich selbst in immer engere Tabuzonen einsperrt, dem fehlt am Schluss die Luft zum Atmen, was bekanntermaßen negative Auswirkungen auf die Hirntätigkeit hat.

2021 hat sich auch die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde (dgv) einen neuen Namen gegeben: Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (dgekw). Was dieser „Wirrwarr“ angerichtet hat, offenbart [Moritz Eges hilflos-selbstironische Reflexion](#) seines Berufswegs durch das Dickicht der Fachbezeichnungen unter dem kindischen Titel „Ich habe nichts gegen Sozial- und Kulturanthropologinnen – einige meiner besten Freundinnen sind Sozial- und Kulturanthropologinnen“ auf fast tragikomische Weise: „Studiert habe ich Europäische Ethnologie, an der HU Berlin. [...] Das Studienfach habe ich gewählt, weil ich – eher zufällig – wusste, dass sich hinter diesem Namen das verbirgt, was in Tübingen Empirische Kulturwissenschaft heißt [...]. Mein Doktorvater [...] ist habilitierter Kultursoziologe [...]. Dann habe ich am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde gearbeitet – und angesichts des V-Wortes [sic!] einigen Spott Berliner KommilitonInnen über mich ergehen lassen müssen. Durch den Wechsel nach Göttingen wurde ich 2015 offiziell zum Kulturanthropologen, was ich bis dahin noch nicht war, ohne dafür aber das Fach wechseln zu müssen. [...] Ethnologe nenne ich mich in schwachen Momenten, wenn nicht das Risiko besteht, dass sich jemand ethnisiert und exotisiert vorkommt [...]. In einer interdisziplinären DFG-Forschergruppe, an der ich beteiligt bin, erklärt die Kollegin aus der Ethnologie in englischsprachigen Situationen gern, sie selbst sei social anthropologist und wir (Ex-VolkskundlerInnen) seien cultural anthropologists“.

Wie mancher Soziologe stolz darauf ist, eine „Verunsicherungswissenschaft“ zu treiben, so verunsichern sich woke Wissenschaftler in einer schier endlosen Spirale selbst, was am Beispiel der Völkerkundemuseen öffentlich sichtbar wird. Im deutschsprachigen Raum haben sich seit der Jahrtausendwende (fast) alle einschlägigen Institutionen einen anderen Namen gesucht. Die Palette ist so bunt wie die darin ausgestellten Objekte, die Verwirrung für den interessierten Laien groß. Viele neu firmierende Museen lassen sich alleine auf Grund ihres renovierten Namens gar nicht mehr in einer konkreten Stadt verorten:

München: Museum Fünf Kontinente (bis 2014: Museum für Völkerkunde, seit der Gründung 1862 bis 1917: Königlich Ethnographische Sammlung)

Hamburg: Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt (MARKK) (bis 2018: Museum für Völkerkunde Hamburg, gegründet 1867)

Bremen: Übersee-Museum (seit 1951; gegründet 1872/75)

Berlin: Ethnologisches Museum (bis 2000: Museum für Völkerkunde, gegründet 1886; bald: Humboldt-Forum)

Stuttgart: Linden-Museum – Staatliches Museum für Völkerkunde (gegründet 1889)

Frankfurt am Main: Weltkulturen Museum (bis 2001: Museum für Völkerkunde; gegründet 1904)

Köln: Rautenstrauch-Joest-Museum – Kulturen der Welt (gegründet 1906)

Wien: Weltmuseum (bis 2013: Museum für Völkerkunde, gegründet 1928)

Acht Völkerkundemuseen – acht verschiedene Namen. Mit babylonischer Sprachverwirrung ins Abseits. Doch die Namensfarce ist nicht einmal das Verheerendste am Selbstauflösungsprozess eines Fachs.

Ausverkauf in Deutschlands Museen

„Lernen aus Kolonialgeschichte: Benin-Bronzen zurückgegeben“. Wortgleich berichteten die vielfältigen Qualitätsmedien *Zeit*, *SZ*, *n-tv*, *Merkur* e tutti quanti, als wären sie keine journalistisch arbeitenden Redaktionen, sondern nur noch Copy-Shops zur Vervielfältigung regierungsamtlicher Verlautbarungen.



... dpa + Folgen Profil anzeigen

«Lernen aus Kolonialgeschichte»: Benin-Bronzen zurückgegeben

Artikel von dpa • 20. Dez. 2022 | 3 13 1 Kommentar



Mit einem international beachteten Schritt sind am Dienstag 20 der kostbaren Benin-Bronzen in der nigerianischen Hauptstadt Abuja zurückgegeben worden. Die in Kolonialzeiten geraubten Kunststücke, darunter auch eine kostbare Maske aus Stuttgart, gehörten lange Zeit zu den Beständen von fünf deutschen Museen.

„Mit einem international beachteten Schritt sind 20 der kostbaren Benin-Bronzen in der nigerianischen Hauptstadt Abuja zurückgegeben worden. Die in Kolonialzeiten geraubten Kunststücke [...], gehörten lange Zeit zu den Beständen von fünf deutschen Museen.“ So, als ob Deutschland Kolonialmacht gewesen wäre in dem Gebiet, in dem „geraubt“ wurde. Und als ob deutsche Soldaten den Raub begangen hätten.

Merkwürdigerweise scheint sich niemand Offizielles in Deutschland zu fragen: Wo in Nigeria werden die Bronzen eigentlich ausgestellt? Was hat der Staat Nigeria mit dem Königreich Benin gemein? Auch, dass die zurückgebende Außenministerin Annalena Baerbock ernsthaft meinte, mit der Rückgabe würde Deutschland einen Teil seiner „dunklen Kolonialgeschichte“ aufarbeiten – so, als wären Benin und/oder Nigeria je deutsche Kolonie gewesen – zeigt, wie gering ihr Interesse an Geschichte, an diesem Land und an den Kunstgegenständen eigentlich ist. Alles, was Grüne anfassen, scheint für sie nur Verfügungsmasse für ihre Ideologie zu sein. Siegfried Lenz bringt es in seinem Roman „Heimatismuseum“ auf den Punkt: Der sozialdemokratische Redakteur einer Lokalzeitung antwortet auf die Frage, wie sich sein Bericht über ein Ereignis mit den „Tatsachen“ vertragen würde: „Tatsachen? Die sind doch nur das Ersatzteillager für unsere Politik.“

Die „Rückgabe“ der Benin-Bronzen kurz vor Weihnachten 2022 bietet zusammen mit der „Provenienzforschung“ eine Spielwiese zum Zwecke der Selbstdemütigung. In den Museen sehen grüne Politikerinnen wie Claudia Roth als kulturabbauende Kulturstatsministerin und Annalena Baerbock als feministische Außenministerin bestens bestückte Ersatzteillager für ihre Weltbefriedungsphantasien.

„Die Rückgabe zeige die ‚Bereitschaft, das eigene Handeln kritisch zu bewerten‘.“ „Eigenes Handeln“? So, wie es im Text montiert wurde, bezieht sich das auf den Raub. Und den hatte Deutschland eben nicht begangen. Unten, viel weiter unten, bis wohin kaum mehr jemand liest, steht dann, wie es wirklich war: Die strittigen Objekte „stammen größtenteils aus britischen Plünderungen im Jahr 1897“.

Im selben Einheits-Chor kann die baden-württembergische Wissenschaftsministerin Petra Olschowski unwidersprochen und von journalistischen Nachfragen unbehelligt sagen: „Die heutige Rückgabe [...] ist nur ein Anfang“. Der SZ-Kommentator übernimmt diese Formulierung wörtlich in seinen Kommentar: [„Die Benin-Bronzen können nur der Anfang sein“](#).

SZ | Meine SZ | SZ Plus | Ukraine | Berlinale | Politik | Wirtschaft | Meinung | Panorama | Sport

Kulturgüter

Die Benin-Bronzen können nur der Anfang sein

21. Dezember 2022, 17:05 Uhr | Lesezeit: 1 min | [Kommentare](#)

Als ob deutsches Zeichensetzen auf internationalem Parkett nicht gerade bei der Fußballweltmeisterschaft in Katar eine veritable Bauchlandung hingelegt hätte, bezeichnet Jörg Häntzschel in einer Art pawlowschem Reflex „die Rückgabe der Kunstwerke an Nigeria“ als „ein wichtiges Zeichen“. Aber es kann nie genug Zeichen geben: „Doch damit kann Deutschland noch nicht zufrieden sein.“ Natürlich nicht: Alles muss raus. Wenn die Rückgabewut so weitergeht, brauchen sich unsere Völkerkundemuseen wenigstens bald nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, wie sie nun korrekt heißen sollen: Weltmuseum wie in Wien? (Wer Welt sagt, will betrügen.) Denn wenn alles zur Zufriedenheit „zurückgegeben“ ist, gibt es sie nicht mehr. Eine merkwürdige Spezies ist zu besichtigen: Nicht nur Ethnologen, die ihr eigenes Fach ad absurdum führen, sondern auch Museumskuratoren, die an ihrer Selbstabschaffung arbeiten. So wie Hermann Parzinger in Berlin: Statt die beginnende Auflösung seiner Museen zu verhindern, statt mit Rücktritt zu drohen, macht sich der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zähneknirsch zum Anwalt der Zerstörung des Museumsauftrags „Kulturgüter zu bewahren und zu beschützen“ – und vollzieht mit zitronensaurer Miene das, was ihm von der Politik vorgeschrieben worden war. Stattdessen hätte er fragen müssen: Dient es dem Schutz von Kulturgütern, wenn sie in ein Land verbracht werden, das von nachweislich auf die Zerstörung nicht-islamischer

Kunstgegenstände und Denkmäler spezialisierten islamistischen Terroristen bedroht und zum Teil schon beherrscht wird?

Erstaunlich auch, welche Erkenntnis Rückgabe-Ministerin Petra Olschowski in Afrika ereilt hat, wenn sie dort eine ihr in der eigenen Heimat unbekannt Dimension entdeckt: „Es geht um das kulturelle Gedächtnis der Menschen vor Ort, die ihre eigene Geschichte mit den Objekten, Bronzen und Skulpturen zurückbekommen“. Und das deutsche kulturelle Gedächtnis – wer sorgt sich darum? Die baden-württembergische Kultusministerin jedenfalls nicht. Die hat anderswo in der Welt Wichtigeres zu tun.

Keine Sorgen muss sich jedenfalls Annalena Baerbock um ihr Image in der deutschen Qualitätspresse machen. Dem *Stern* gelang sogar das Kunststück, die Rückgabe-Reise der Außenministerin zu einer Homestory ganz eigener Art zu frisieren: [„Gekommen, um einen Fehler zu korrigieren“](#): Wie Annalena Baerbock die Königsmutter nach Hause begleitet“. Subtext: Baerbock kümmert sich, zeigt sich zugewandt, mütterlich.



Gesellschaft Politik Panorama Kultur Lifestyle Digital Wirtschaft Sport Gesundheit Genuss Reise Familie Auto

Politik > Nigeria: Wie Annalena Baerbock die Benin-Bronzen nach Hause begleitet

VOR ORT RAUBKUNST ZURÜCK IN NIGERIA

"Gekommen, um einen Fehler zu korrigieren": Wie Annalena Baerbock die Königsmutter nach Hause begleitet

Hinter dieser Rührstory soll offensichtlich eine andere Rückgabe-Motivation versteckt werden, eine mit scharfkantigen geopolitischen und ökonomischen Interessen: Mit der Rückgabe „kann Deutschland [im Werben um Afrika punkten](#)“, lesen wir an anderer Stelle. Ganz andere Töne plötzlich.



Baerbock bringt Benin-Bronzen nach Nigeria: Auf dem Weg zur Augenhöhe

Artikel von Andrea Nüsse • 19. Dez. 2022



5



33



7 Kommentare

Damit kann Deutschland im Werben um Afrika punkten. Aber auch die klassische Entwicklungspolitik muss umdenken.

Von „afrikanischen ‚Swing States‘“ ist da die Rede, die „bei internationalen Abstimmungen umworben sind sowohl von westlichen Demokratien als auch autoritären Regimen“. Warum also die Rückgabe jetzt? Wegen des kulturellen Gedächtnisses, das seinen Ort nur in Nigeria finden kann? Zur deutschen Gewissenserleichterung? Oder doch, wie der *Stern* schreibt: „Damit können Deutschland und der Westen punkten im neuen Kalten Krieg“?

Welche Interessen verbergen sich hinter dem objektiv-akademisch klingenden Namen „Provenienzforschung“ – Kind und Mutter des Rückgabebewahns zugleich? In Berlin initiierten pflichtbewusste Staatsdienerinnen 2018 das „Humboldt Lab Tanzania“, um „Objekte aus kolonialen Kriegen im Ethnologischen Museum Berlin“ „Deutsch-Tansanischen Perspektiven“ zu unterwerfen: Man setzte sich dabei „ausdrücklich mit Objekten auseinander, die einem gewaltsamen Erwerbskontext aus Kriegszusammenhängen entstammen.“ Warum? Will man um jeden Preis den Eindruck erwecken, es gäbe keine anderen Objekte als solche, „an denen Blut klebt“? So jedenfalls hatte es die französische Ethnologin Bénédicte Savoy als Sprachregelung und Forschungsauftrag vorgegeben, als sie das Humboldt Forum aus Protest gegen zu wenig Political Correctness verließ, um nun ihrem Präsidenten Macron zu dienen – mit dem martialischen Kriegsruf: „Ich will wissen, wie viel Blut von einem Kunstwerk tropft“. Das wirkt, als würde man nicht erschrocken sagen: „Oh je, da haftet wirklich ein Makel an diesem oder jenem Objekt in unserem Besitz. Wir sollten überlegen, wie wir damit umgehen.“ Sondern als würde man danach gieren, möglichst viele Objekte „mit Blut daran“ zu finden. Diese Selektion jedenfalls bietet linken Presseorganen wie dem *Tagesspiegel* die Möglichkeit, ethnologische Objekte als [„Berlins verfluchte Schätze“](#) zu exorzieren.



Koloniale Raubkunst Berlins verfluchte Schätze

Es wurde betrogen, gestohlen, gemordet – an vielen Kunstwerken in Berliner Museen klebt Blut.
Forscher müssen sich fragen: Dürfen sie noch hierbleiben?

Von Nicola Kuhn
15.02.2018, 23:24 Uhr

Afrika in Stuttgart – Selbstknebelung unterm Brennglas

Die politisch korrekte Verrenkung ist nicht nur in Berlin zuhause. „Ein Diorama aus den sechziger Jahren, das ein Bild von Wilden vor Basthütten zeigt, wird mit klarer pädagogischer Botschaft versehen. ‚Denk daran, das ist nicht Afrika‘, steht mahrend dabei.“ Pädagogik mit dem Holzhammer in einer Ausstellung anno 2019, die Anlass gibt, darüber nachzudenken, in welcher Sackgasse die museale Präsentation außereuropäischer Kulturen inzwischen angekommen ist. „Bedauerlich, dass diese kluge Ausstellung ausschließlich auf die aktuellen Debatten zum Kolonialismus reagiert und so [stark in diesem Diskurs verfangen](#) ist“, schreibt Adrienne Braun über die neue Afrika-Präsentation im Stuttgarter Linden-Museum.

Korrektheitsanspruch, in den Rang von unfehlbaren Dogmen erhobene Moral-Gebote und ein völlig überzogener Dekonstruktions-Wahn haben Museumskuratoren in eine nahezu ausweglose Situation manövriert, in der sie nicht mehr klar denken können – und letztlich guten Gewissens nichts mehr auswählen, gestalten, schreiben und präsentieren, ohne sich sofort selbst zu relativieren oder jede Aussage gleich wieder halb oder ganz zurückzunehmen.

Mit der Sprache fängt es an: Wer moralisch korrekt formulieren will, wird in letzter Konsequenz überhaupt nicht mehr sprechen können. Im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum wurde in Ausstellungstexten der Begriff „Neger“ durch „N-Wort“ ersetzt – auch in historischen Quellen. Irgendwann ist eine derartige Korrektheit am Ende des Sagbaren angekommen – und jede Kommunikation muss verstummen.

„Die Objekte selbst treten in den Hintergrund. Die Lamellophone, Instrumente, die mit den Fingern gezupft werden, hängen stumm hinter Glas (...) Nichts verrät, wie sie genutzt wurde[n] oder kling[en].“ Beim ständigen Versuch, „alles richtig zu machen“, gerät Nebensächliches wie „das Objekt“ und die Vermittlung seiner Geschichte aus dem Blick. Museumsarbeit aber müsste stets den Fokus darauf richten, den Dingen und den Menschen, die sie hergestellt und benutzt haben, gerecht zu werden, anstatt nur noch zu theoretisieren und zu politisieren. Der Bochumer Ethnologe Dieter Haller wirft seinen deutschen Standesgenossen vor, „alles Mögliche und mit Vorliebe Texte [zu] untersuchen – am allerwenigsten aber das Humane am Menschen.“ Statt dahin zu gehen, „wo es brodelte; da, wo es manchmal riecht, gelegentlich auch stinkt“, dorthin, wo der Platz der Ethnologie wäre, „gefällt man sich darin, ohne ethnologische Basis zu Bhabheln, zu Agamben und zu Butlern, das ist ja auch viel angenehmer als sich an den Herd mit einer Familie zu setzen und mit ihnen über ein Jahr lang [Kohlsuppe zu löffeln](#).“

Fehlende Bodenhaftung, dafür zu viel „Introspektion“ – das wird auch der Stuttgarter Afrika-Ausstellung zum Verhängnis, wo die Museumsobjekte nicht ihre eigene Geschichte erzählen dürfen, „sondern die der Europäer, die um Wiedergutmachung ringen.“ Der eine eurozentrische Blick wird durch einen anderen ebenso eurozentrischen ersetzt. „Der Fokus der neuen Abteilung liegt auf den eigenen Aktivitäten, sei es in der Provenienzforschung oder in Arbeitsgruppen zum Thema Rückgabe.“ Beim Blick in den Spiegel sieht man immer nur sich selbst. Keinesfalls aber „den Anderen“.

In der neuen Stuttgarter Afrika-Abteilung wurde auch mit „Partizipation“ experimentiert: Die italienische Kuratorin hat mit einem Kameruner, der in Stuttgart lebt, in Yaoundé ein Motorrad gekauft und in der Ausstellung geparkt. Wenn diese Banalität „Partizipation“ ist – wozu braucht es dann theoriegesättigte Disputationen zu diesem Thema? Und wenn „Partizipation“ konsequent durchgeführt wird, bastelt sich jeder sein eigenes Museum, womit sich die Museumskuratoren, die solches fordern, selbst abgeschafft hätten.

STUTTGARTER ZEITUNG

Afrika-Schau im Linden-Museum

Denk dran, das ist nicht Afrika!

15.03.2019 - 12:37 Uhr

Das Linden-Museum versucht in seiner neuen Ausstellung „Wo ist Afrika?“ alles richtig zu machen: Es geht kritisch mit der kolonialen Geschichte um und hinterfragt seine Rolle als Museum. Nur eines hat man dabei vergessen: das Publikum.



Adrienne Braun

Einen „[Sammelwahn](#)“ diagnostiziert schließlich die TAZ mit erhobenem Zeigefinger. Dabei müsste ein Museumskurator, der nicht sammelt, abgemahnt und letztlich entlassen werden – wegen Verweigerung seines Dienstauftrags. Ein Museum, das nicht sammelt, ist kein Museum.

Korrektheitsanspruch, in den Rang von unfehlbaren Dogmen erhobene Moral-Gebote und ein völlig überzogener Dekonstruktions-Wahn haben Museumskuratoren in eine nahezu ausweglose Situation manövriert, in der sie nicht mehr klar denken können – und letztlich guten Gewissens nichts mehr auswählen, gestalten, schreiben und präsentieren, ohne sich sofort selbst zu relativieren oder jede Aussage gleich wieder halb oder ganz zurückzunehmen.

Mit der Sprache fängt es an: Wer moralisch korrekt formulieren will, wird in letzter Konsequenz überhaupt nicht mehr sprechen können. Im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum wurde in Ausstellungstexten der Begriff „Neger“ durch „N-Wort“ ersetzt – auch in histori-

schen Quellen. Irgendwann ist eine derartige Korrektheit am Ende des Sagbaren angekommen – und jede Kommunikation muss verstummen.

„Die Objekte selbst treten in den Hintergrund. Die Lamellophone, Instrumente, die mit den Fingern gezupft werden, hängen stumm hinter Glas (...) Nichts verrät, wie sie genutzt wurde[n] oder kling[en].“ Beim ständigen Versuch, „alles richtig zu machen“, gerät Nebensächliches wie „das Objekt“ und die Vermittlung seiner Geschichte aus dem Blick. Museumsarbeit aber müsste stets den Fokus darauf richten, den Dingen und den Menschen, die sie hergestellt und benutzt haben, gerecht zu werden, anstatt nur noch zu theoretisieren und zu politisieren. Der Bochumer Ethnologe Dieter Haller wirft seinen deutschen Standesgenossen vor, „alles Mögliche und mit Vorliebe Texte [zu] untersuchen – am allerwenigsten aber das Humane am Menschen.“ Statt dahin zu gehen, „wo es brodelte; da, wo es manchmal riecht, gelegentlich auch stinkt“, dorthin, wo der Platz der Ethnologie wäre, „gefällt man sich darin, ohne ethnologische Basis zu Bhabheln, zu Agamben und zu Butlern, das ist ja auch viel angenehmer als sich an den Herd mit einer Familie zu setzen und mit ihnen über ein Jahr lang [Kohlsuppe zu löffeln](#).“

Fehlende Bodenhaftung, dafür zu viel „Introspektion“ – das wird auch der Stuttgarter Afrika-Ausstellung zum Verhängnis, wo die Museumsobjekte nicht ihre eigene Geschichte erzählen dürfen, „sondern die der Europäer, die um Wiedergutmachung ringen.“ Der eine eurozentrische Blick wird durch einen anderen ebenso eurozentrischen ersetzt. „Der Fokus der neuen Abteilung liegt auf den eigenen Aktivitäten, sei es in der Provenienzforschung oder in Arbeitsgruppen zum Thema Rückgabe.“ Beim Blick in den Spiegel sieht man immer nur sich selbst. Keinesfalls aber „den Anderen“.

In der neuen Stuttgarter Afrika-Abteilung wurde auch mit „Partizipation“ experimentiert: Die italienische Kuratorin hat mit einem Kameruner, der in Stuttgart lebt, in Yaoundé ein Motorrad gekauft und in der Ausstellung geparkt. Wenn diese Banalität „Partizipation“ ist – wozu braucht es dann theoriegesättigte Disputationen zu diesem Thema? Und wenn „Partizipation“ konsequent durchgeführt wird, bastelt sich jeder sein eigenes Museum, womit sich die Museumskuratoren, die solches fordern, selbst abgeschafft hätten.

Einen „[Sammelwahn](#)“ diagnostiziert schließlich die TAZ mit erhobenem Zeigefinger. Dabei müsste ein Museumskurator, der nicht sammelt, abgemahnt und letztlich entlassen werden – wegen Verweigerung seines Dienstauftrags. Ein Museum, das nicht sammelt, ist kein Museum.

„Wo ist Afrika?“ im Linden-Museum

Viele einzelne Geschichten

Die neue Dauerausstellung im Stuttgarter Linden-Museum beleuchtet die Ambivalenz seiner Sammlung – und kommt ohne spektakuläre Inszenierungen aus.

Den Auftakt bildet deshalb das Gedenken an die Kolonialzeit und ihren Sammelwahn. Eng gedrängt liegen Pfeile, Gefäße und Werkzeuge in wandhohen Vitrinen. Darunter ist ein „Köcher für Trinkrohre des Sultans“ aus Ruanda, den Hauptmann Betke in die Sammlung eingebracht hat. Das steht handschriftlich auf einem

Sammlern früherer Tage wird pauschal vorgeworfen, sie hätten sich „für die Menschen nicht interessiert“. Haben sich nicht Missionare intensiv mit den Menschen vor Ort beschäftigt, mit ihrer Sprache etwa? Wie viele Grammatiken und Wörterbücher afrikanischer Sprachen gäbe es gar nicht ohne den Forschereifer von Missionaren? Wie viel afrikanische Geschichte wäre ohne sie verloren gegangen?

Was wäre, wenn ... Deutschlands Museen politisch korrekt wären?

Museen seien ein „Instrument der Einverleibung anderer Kulturen“, dekretieren Felwine Sarr und Bénédicte Savoy in ihrem Restitutionsbericht für den französischen Präsidenten Macron. Ein merkwürdiger Vorwurf – denn ein Museum, das sich keine Dinge „einverleibt“, wäre nicht existent. Und die Anklage des Wilderns in „fremden Kulturen“? Ein Archäologe wird niemals einen persönlichen Bezug zur ausgestellten Kultur aufweisen – muss er also die Geister von Kelten und Römern zurückbeordern, damit diese als einzig über ihre Kultur Verfügungsberechtigten Ausstellungen kuratieren? Der akademisch geschulte Direktor eines Freilichtmuseums „eignet“ sich die Kultur vergangener Bauergenerationen an, ohne selbst Teil dieser Kultur zu sein. Was wäre die Alternative? Ausstellungen über die deutsche Kolonie Togo nur noch kuratiert von Togoern? Aber von welchen Togoern? Wer wählt die aus? Präsident Steinmeier?

Denkt man den Rückgabe-Furor von seinem logischen Ende her, sähe die Museumslandschaft in einer deutschen Stadt, Beispiel München, bald so aus: Völkerkundemuseum, umbenannt in Museum Fünf Kontinente – leer. Ägyptologische Staatssammlung – leer. Antikensammlung – leer. Glyptothek – leer. Nur: Wohin mit den Objekten? Die meisten Vasen der Antikensammlungen stammen aus Vulci, aus etruskischen Gräbern, die ein Verwandter Napoleons im Auftrag des Vatikan „ausgraben“, eher: plündern durfte. Wer also ist der rechtmäßige Besitzer? Der Staat Italien, der zum Zeitpunkt der Grabung noch gar nicht

existierte? Der Kirchenstaat? Oder doch Griechenland, weil von dort die Vasen nach Etrurien exportiert wurden?

Weitgehend ungeschoren käme das Bayerische Nationalmuseum davon, wobei die Krippenabteilung ihre neapolitanischen Krippen an Italien abtreten müsste. Viel schlimmer erginge es dem Wiener Volkskundemuseum, einem Kind der K&K-Monarchie: Alle Bestände, die nicht aus dem heutigen Staatsgebiet Österreichs stammen, müssten „zurück“, galizisches Sammelgut etwa in die Ukraine oder Objekte aus Böhmen in die Tschechische Republik.

Im Gegensatz zu Berlin hat München das Glück, kein Vorderasiatisches Museum zu besitzen, das wäre dann auch – leer. (Bagdad und Damaskus sind ja gute Orte für die sichere Aufbewahrung von Kulturgütern.) Die Archäologische Staatssammlung dürfte ihre bayerischen Funde behalten, muss sich aber von ihrer Mittelmeerabteilung trennen. Auch hier trüfe es Berlin härter, verwahrt doch das Museum für Vor- und Frühgeschichte Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer (vom Ausgräber dem Museum „zur ewigen Aufbewahrung“ überlassen). Zudem bewirbt man dort stolz „Chipperfields neuen Südkuppelraum, in dem zwei kolossale Götterstatuen des 2. Jahrhunderts n. Chr. aus dem ägyptischen Lykonpolis die Besucher erwarten“.

In Anlehnung an den Song der Band Geier Sturzflug könnte man Berlinern und Touristen sagen: „Besuchen Sie die Nofretete, solange sie dort noch steht“. Wenn es nach der Berliner Antidiskriminierungs-Staatssekretärin Saraya Gomis (Linke) geht, soll nämlich nicht nur die weltberühmte Büste aus der Hauptstadt verschwinden, sondern auch der Pergamonaltar und vieles mehr.

Berliner Zeitung

Berlinale Berlin-Wahl Ukraine Klima News **Berlin** Politik Wirtschaft Kultur Panorama 1. FC Union Debatte Ausland

Berliner Staatssekretärin will Nofretete und Pergamonaltar zurückgeben

Obwohl es aus den Herkunftsländern keine entsprechenden Forderungen gibt, findet Saraya Gomis, alle Kulturgüter aus anderen Weltregionen seien „unrechtmäßig“ in Deutschland.

dpa/Sophie Barkey

30.12.2022 | aktualisiert am 30.12.2022 - 17:48 Uhr

Denn: „All die Kulturgüter aus anderen Weltregionen gehören nicht uns, sie sind unrechtmäßig hier“. Was dann wohl auch für niederländische, italienische und französische Bilder in der Gemäldegalerie gelten müsste. In Deutschland nur deutsches und germanisches Kulturgut: Wer hätte vor zehn Jahren geahnt, dass diese Forderung einmal von linken Erwacherten kommen würde? Nur gesäuberte Museen sind nach dieser Lehre gute Museen. Und nur Ethnologen, die aus Vorsicht gleich zuhause bleiben und am besten nur ihre eigenen Befindlichkeiten erforschen, gute Wissenschaftler.

Identitätspolitik ist intellektueller Suizid – betrieben von einem akademischen Milieu, das zu schwach ist, um sich gegen die neuen finsternen Zeiten zu wehren.

Jürgen Schmid ist Historiker und freier Autor. Er lebt in München.